

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 296.

Donnerstag, 19. Dezember.

1929.

(10. Fortsetzung.)

Die verschwundene Handschrift.

Roman von Hanns Zomad.

(Nachdruck verboten.)

„Wie stellen Sie sich eigentlich nun zu dem Mord an Edmund Torwaldsen. Glauben Sie in beiden Fällen an ein und denselben Täter?“

„Darüber bin ich mir offengestanden selbst noch nicht im klaren. An und für sich liegt ja beiden Taten ein und dasselbe Motiv zugrunde; billigerweise muß man da auch einen gemeinsamen Täter annehmen. Im Fall Edmund Torwaldsen Kompliziert sich allerdings die Materie gewaltig. Es fehlt vorläufig selbst der geringste Anhaltspunkt darüber, wie die Tat geschehen sein könnte. Man möchte beinahe annehmen, daß hier gar kein Mord vorliegt, sondern, daß Edmund Torwaldsen freiwillig aus dem Leben geschieden ist. Allerdings sprechen wieder viele Dinge dagegen. Es fehlt vollständig der Grund.“

„Die Selbstmord-Theorie spinne ich schon seit einigen Tagen. Wie die Dinge jetzt liegen, wäre sie die einzig mögliche Lösung dieses schier unlösbaren Rätsels.“

„Trotzdem halte ich es unbedingt für erforderlich, bis zuletzt an die Möglichkeit eines Mordes zu glauben und auch nach dieser Richtung hin immer wieder Nachhaken anzustellen.“

„Darin gebe ich Ihnen vollkommen recht. Ein Mord hätte schon rein vom kriminalistischen Standpunkt aus mehr Wahrscheinlichkeit für sich, da ja der Manuskriptdiebstahl geradezu darauf hinweist. Das Üble an der Sache ist nur der Umstand, daß man beim besten Willen nicht mehr Ermittlungen anstellen kann, als ich es bereits getan habe.“

„Würden Sie vielleicht etwas dagegen haben, wenn ich trotzdem einmal in Edmund Torwaldsens Arbeitszimmer einige Untersuchungen vornehmen würde?“

„Nicht das geringste habe ich dagegen. Ich möchte Ihnen nur gleich sagen, daß es verlorene Liebesmühe ist.“

Kreisler zuckte die Achseln und zündete sich eine neue Zigarette an.

„Ich will es trotzdem versuchen“, sagte er. „Gleich morgen werde ich ans Werk gehen!“

Hans Torwaldsens Genesung hatte sehr rasche Fortschritte gemacht. Er war bereits aus dem Krankenhaus entlassen worden und fühlte sich schon soweit wiederhergestellt, daß er kaum mehr als Rekonvaleszent zu betrachten war.

Augenblicklich hatte er gerade seine Schwägerin aufgesucht. Er war kaum angekommen, als auch gerade Kommissar Kreisler erschien.

Der Kriminalist weichte die beiden kurz in die veränderte Sachlage ein und bat um die Erlaubnis, sich etwas in dem Arbeitszimmer Edmund Torwaldsens umhören zu dürfen. Diese Bitte wurde ihm selbstverständlich gern gewährt.

„Meine Schwägerin hat das Zimmer aus Pietät vollständig unverändert gelassen“, erklärte Hans Torwaldsen. „Es befindet sich also genau in dem Zustande wie am Todestage meines Bruders.“

„Das ist sehr wertvoll für mich“, entgegnete Kreisler, indem er an Torwaldsens Seite in den besagten Raum eintrat. „Ich möchte mir nämlich gern die Si-

tuation vor Augen stellen, in der sich Ihr Bruder in den letzten Augenblicken seines Lebens befand.“

Frau Tilla war inzwischen ebenfalls eingetreten.

„Sollen wir Sie allein lassen, Herr Kommissar?“, fragte sie.

„O nein, das ist nicht nötig. Im Gegenteil, ich werde sicher wieder mancherlei Fragen an Sie richten müssen, gnädige Frau.“

Der Kommissar setzte sich jetzt an den Schreibtisch.

„Wie war die Situation, als Sie Ihren Mann zum letzten Male sahen?“, fragte er. „Sah er da bereits am Schreibtisch?“

„Er sah genau so da wie Sie jetzt. Als ich das Zimmer verließ, fing er gerade an zu schreiben, und als ich nach einer halben Stunde wiederkam, um ihm eine Erfrischung zu bringen, war er schon tot.“

„Hm“, brummte Kreisler, „er hatte zu schreiben begonnen, als Sie gingen. — Können Sie sich vielleicht auf seine letzten Worte besinnen?“

„O ja, aber das wird Ihnen erst recht nichts nützen. Er klagte nämlich wieder über seine Kopfschmerzen und bat mich, ich möchte ihm etwas Wasser bringen zum Einnehmen seiner Tabletten.“

„Und was geschah danach? Brachten Sie das verlangte Wasser?“

„Selbstverständlich.“

„Und wurde dabei gar nichts mehr gesprochen? Denken Sie bitte recht scharf nach.“

Frau Tilla überlegte einige Sekunden.

„Doch“, sagte sie dann, „mein Mann erzählte mir noch, er hätte das Mittel von einer uns beiden bekannten Filmschauspielerin bekommen und es solle selbst den argsten Kopfschmerz in wenigen Minuten beseitigen. Dann griff er zum Federhalter, und ich ging hinaus.“

Kommissar Kreisler blieb längere Zeit stumm. Endlich sagte er:

„Sind die Tabletten vielleicht noch vorhanden?“

„Gewiß, dort in der linken Ecke stehen sie. Die gelbe Schachtel mit dem schwarzen Aufdruck ist es.“

Kreisler griff nach der bezeichneten Stelle und betrachtete die Schachtel lange und aufmerksam. Die Etikette trug den Aufdruck einer bekannten pharmazeutischen Fabrik. Analyse sowie genaue Gebrauchsanweisung waren angegeben. Es war alles in bester Ordnung.

Er öffnete die Schachtel und zählte die Tabletten. Laut Aufdruck sollte die Schachtel zwanzig Tabletten Siebzehn waren noch vorhanden, mithin mußte Edmund Torwaldsen drei Stück eingenommen haben.

„Können Sie sich vielleicht noch erinnern, ob Ihr Mann bereits am Abend von den Tabletten eingenommen hatte oder ob er die Schachtel erst am Morgen angerissen hat?“, fragte Kreisler.

Frau Tilla sann einen Moment nach.

„Er hat sie erst am Morgen angerissen“, sagte sie dann fest.

„Wissen Sie das bestimmt?“

„Ja, ganz bestimmt erinnere ich mich sogar daran, da mein Mann sein Taschenmesser herausnahm und die

Plombierung aufhört. Ein Zerkn ist ganz und gar ausgegossen.

„Dann ist alles in bester Ordnung und genau so, wie ich mir dachte.“

Frau Tilla und Hans Torwaldsen blickten ihn fragend an.

„Eine Erklärung für meine Worte werden Sie später bekommen, wenn ich erst mehr Grund unter den Füßen habe“, wehrte Kreisler ab. „Vorläufig möchte ich aus gewissen Gründen die Medizinschachtel mit Beschlagnahme belegen.“ Er steckte bei diesen Worten die Tabletten in seine Rocktasche. „Und nun noch eine Frage: Können Sie sich vielleicht auf den Namen der Dame besinnen, von der Ihr verstorbener Herr Gemahl die Tabletten erhielt?“

Sowohl Frau Tilla wie Hans Torwaldsen konnten sich jetzt eines Lächelns nicht erwehren. Hans Torwaldsen sagte:

„Jetzt sehe ich erst deutlich, worauf Sie abzielen, Herr Kommissar. Leider muß ich da Ihre Hoffnungen zerstreuen und Ihnen sagen, daß Sie sich auf falschem Wege befinden. Sie dachten doch sicher, daß in den Tabletten irgendein Gift enthalten sein könnte und daß das Präparat von einer an dem Manuskriptdiebstahl beteiligten oder interessierten Person meinem Bruder in die Hände gespielt worden sei. Ist es nicht so?“

„Einen ähnlichen Gedanken hegte ich allerdings, wenn ich ehrlich sein will“, antwortete Kreisler ruhig.

„Nun, dann werden Sie diese schöne Theorie wohl aufgeben müssen. Mein Bruder erhielt das Mittel nämlich von der sicherlich auch Ihnen dem Namen nach bekannten Filmschauspielerin Hella Larsen.“

„Wie?“, fuhr der Kommissar erregt auf. „Ihr Bruder erhielt die Tabletten von der Schauspielerin Hella Larsen?“

„Allerdings. Fräulein Larsen war bekanntlich die Hauptdarstellerin der meisten Filme meines Bruders, sie war ein ständiger, gern gesehener Gast im Hause Torwaldsen, die beste Freundin meiner Schwägerin, und ist nicht zuletzt — meine Braut.“

Kommissar Kreisler zog unwillkürlich die Augenbrauen hoch.

„Fräulein Larsen ist Ihre Braut, Herr Torwaldsen?“, fragte er erstaunt, und in seiner Stimme klang dabei ein so seltsam unsicherer, erstaunter Unterton, daß Hans Torwaldsen sich eines Lächelns nicht enthalten konnte, als er antwortete:

„Es ist schon so, wenn Ihnen auch diese Tatsache allem Anschein nach recht ungeheuerlich vorkommt.“

Kommissar Kreisler bekam einen feuerroten Kopf.

„Entschuldigen Sie bitte“, stammelte er verlegen, „mir kam das Ganze so unverhofft. — Sie werden verstehen — eben noch spannte ich meinen Verdacht.“

„Es ist schon gut“, beschwichtigte Hans Torwaldsen den Kommissar lachend. „Ich nehme Ihnen Ihr Erschauern auch gar nicht übel. Mir wäre es an Ihrer Stelle vermutlich genau so ergangen. Irrtum ist nun einmal menschlich.“

Man plauderte darauf noch über einige allgemeine Punkte des Falles, bis sich Kommissar Kreisler schließlich verabschiedete.

Als er gegangen war, sagte Frau Tilla zu ihrem Schwager:

„Nun hat der Kommissar doch aus Versehen die Medizinschachtel mitgenommen.“

Hans Torwaldsen aber erwiderte:

„Ich glaube gar nicht, daß er das aus Versehen getan hat, denn vorhin, als ich ihm sagte, in welchem Verhältnis Hella Larsen zu uns stehe, brachte er die Schachtel schon aus der Tasche, schob sie aber im letzten Moment wieder zurück. Ganz sicher hat er sie absichtlich behalten.“

„Nun, das finde ich aber höchst merkwürdig“, entgegnete Frau Tilla kopfschüttelnd, während sie das Zimmer verließ, um ihren häuslichen Pflichten nachzugehen.

Kommissar Kreisler hatte sich unterdessen unten auf der Straße ein Auto herbeigerufen und war zum Polizeipräsidium gefahren.

Dort suchte er sofort den Gerichtschemiker auf, um die Tabletten untersuchen zu lassen.

Ungeachtet sollten sie eine leichte Veronalllösung enthalten, aber der Chemiker stellte bald fest, daß die Tabletten sehr verschiedenartig waren. Einige enthielten wirklich nur die vorgeschriebene Mischung, weit mehr aber zeigte eine derartig starke Dosis dieses Giftes, daß sie genügte, um nicht bloß einem Menschen den Garaus zu machen.

Kreisler verließ das Zimmer des Chemikers mit sehr gemischten Empfindungen.

Er befand sich augenblicklich in einem seltsamen Zwiespalt.

Der Chemiker hatte also ein sehr starkes Gift festgestellt, im Gegensatz zu der auf der Tablettenschachtel von der chemischen Fabrik bezeichneten Dosierung. Also waren die tödlich wirkenden Tabletten erst später in die Schachtel gebracht worden.

Hella Larsen hatte Edmund Torwaldsen die Beruhigungstabletten gegeben. Aber konnte sie wirklich als Täterin in Betracht kommen?

Eigentlich nicht, denn er hatte soeben von der jungen Witwe erfahren, daß Torwaldsen die Plombierung erst am Morgen aufschnitt.

Freilich, mit ein wenig Geschick war eine Plombierung zu lösen und auch wieder zu schließen.

Dennoch vermochte Kreisler aus einem widerstrebenden, rein instinktiven Gefühl heraus nicht an eine Täterschaft der berühmten Hella Larsen zu glauben.

Eins war allerdings seltsam, daß sie als Braut des Kunstmalers Hans Torwaldsen mit diesem Triebler Autotouren unternahm; aber schließlich war ja Triebler der Schwager Matthias Doblingers, also ein Verwandter des Mannes, bei dem sie engagiert war. So betrachtet, erschien dieses Zusammensein auch wiederum nicht so verwunderlich.

Es galt jedenfalls festzustellen, wie Doblinger mit seiner ersten Filmdiva stand.

(Fortsetzung folgt.)

Christrosen.

Von Thea Reimann.

Sofie kam aus der Schule und klopfte sich den Schnee von den Kleidern, ehe sie in die ärmliche, doch sauber gehaltene Kellerrwohnung trat. Wohnung konnte man das eigentlich nicht nennen. Es war ein großes, feuchtes Geläß mit einem Fenster, das halb unter der Erde lag und nur durch ein Eisengitter von den Schritten der Vorübergehenden getrennt war. Außer Tisch und Bank stand noch ein Bett darin und eine schmale Holzvitrine, die Sofiens kärgliches Nachtlager bildete. Hier lebte die kleine zehnjährige Sofie allein mit dem stets betrunkenen Vater. Heute, am Christabend, ist es ein Jahr her, daß die Mutter starb. Sofie war damals gerade auf dem Weihnachtsmarkt gewesen, wo sie selbstgepflückte Christrosen verkauft hatte; und vom Erlös besorgte sie Medizin für die kranke Mutter. Als sie glückstrahlend dann mit dem Medizinfläschchen in den starren Händen ans Bett der Mutter trat, war diese tot. Auf einem Bettel, der auf der dünnen Bettdecke lag, standen zitternd getrickelt die Worte: „Vergiß deine Mutter nicht.“ Das war ihr letzter Gruß an Sofie gewesen. Heute lehrte Sofie in das leere Kellergeläß zurück. Der Vater, wie immer, im Wirtshaus, in das er all sein Geld trug. Sofie suchte sich das alte, abgetragene Umhangstück der Mutter hervor, nahm ein Körbchen zur Hand und kletterte die Kellertreppe wieder hinauf. Sie wollte Christrosen pflücken, um einen schönen Strauß der Mutter auf den Gottesacker zu bringen.

Die letzten Häuser des kleinen Gebirgsortes waren längst den Blicken Sofiens entschwunden, als sie die erste Christrose fand. Unter dichtem Gebüsch, vorm Schnee geborgen, erstarrte sie rein und klar. Mit ihren halberfrorenen Händen grub Sofie die Pflanze bis zu dem harten, starken Wurzelstock aus. Sie wollte sie der Mutter aufs Grab setzen, daß sie dort Wurzeln fasse und Jahr um Jahr im Advent aufs neue erblühe. Bei diesem Gedanken strömte ihr alles Blut zu Herzen, und es wurde der kleinen nach Bärtlichkeit

den Tagen sollte so wohl schmecken, daß sie die Wälder
dennach und nicht die hinteren Wälder gewählte, die fast bis
zur Erde niederhängen. Von den schönen weissen Blüten-
sternen gelockt lief sie kreuz und quer, ohne auf den Weg zu
achten. Als die ersten Schneeflocken vom Himmel herabstanz-
ten, hatte sie ihr Körbchen ganz voll Christrosen. Nun ging
nach Hause zurück. Aber, o weh, wo war der Weg? Sie lief
ihren eigenen Fußspuren nach; so würde sie ihn schon fin-
den. Sie stapfte durch den dicken Schnee, der sich in schweren
Klumpen an ihre Holzspantoffeln ballte. Ein Windstoß fuhr
in die Schneeflocken hinein, daß sie erschreckt durcheinander-
wirbelten. Sofie zog das dünne Umhangstuch fester um ihre
Schultern und versuchte rascher auszuschreiten. Sie mußte
zu Hause sein, ehe der Vater kam. Er würde sie sonst wieder
schlagen.

Das Schneegestöber ward immer dichter und dichter, der
immer heftiger werdende Wind hatte ihre Fußspuren ver-
weht. Sie nahm alle ihre Kraft zusammen und lief kreuz
und quer. Das Blut hämmerte ihr in den Schläfen, und die
Büschel, unter denen sie vorher die hundert hockende Gestalten,
die ihre Arme nach ihr ausstreckten. Eine würgende Angst
befiel sie, und bend kniete sie nieder in den Schnee, in
den sie tief einsank.

„Heilige Jungfrau, hilf mir!“

Da löste sich eine Gestalt aus der Mitte der Büschel und
kam langsam auf sie zu. War es Maria, die ihr Flehen ge-
hört hatte? Eine schmale, zarte Gestalt war es, die ihr die
Hände entgegenstreckte, und es ainea wie ein Erkennen durch
das Herz der kleinen Sofie.

„Mutter!“ rief sie und hob das Körbchen voll reiner
weisser Blüten ihr entgegen. Dann brach sie lautlos zu-
sammen.

Als anderen Tags der alte Hirtwächter, der hoch droben
im Gebirge wohnte, auf seinem alljährlichen Gang zur Christ-
messe an einem kleinen, die verschneiten Hügel vorüberkam,
sah er ein Körbchen voll blühender Christrosen darauf. Er
bückte sich, es aufzuheben, und gewahrte zu seinem Entsetzen
zwei zarte Kinderhände. Hastig wühlte er den Schnee bei-
seite und erkannte die arme, kleine, mutterlose Sofie.

Zitternd zog er die Lammfellmütze von seinem grauen
Haupt und in das Gemurmel seines Requiems mischte sich das
Geläut der fernen Weihnachtsglocken.

Waldwerden! — Tannenjugend!

Naturplauderei von D. Fechner.

Wie eine alles vernichtende Krankheit wüten während
der kurzen Wintertage Art, Säge und Knochende im schlag-
reifen Hochwald. Bräselnd stürzt eine Baumleiche neben
der andern zu Boden, beim Fallen das letzte rauschende
Wipfelfied singend. Die Stämme werden entastet, ent-
rindest und dann durch Raupenschnapper und Pferde-
werke nach dem nächsten Bahnhof abgefahren, um teils im
Gewühl der lärmenden Welt, teils in der ewig dunklen,
sonnenfernen Tiefe und Stille des Erdschoßes ihre Ver-
wendung zu finden.

Nun liegt der große Schlag öde und verlassen da: ein
Waldfriedhof, auf dem die alten, weißflächigen Stubben
und Knochensäcker die „Gräber“ darstellen.

Als aber die ersten warmen Winde wehen, den Schnee
fortflocken, die hartgefrorene Erde erweichen und die ge-
siedelten Säger zum Reustimmen ihrer „Leier“ auffordern,
erscheint eines Morgens ein Forstmann mit einer Kolonne
zumeist weiblicher Arbeiter, die sofort ihre Tätigkeit auf-
nimmt, die darin besteht, aus dem Waldfriedhof eine Stätte
neuen Lebens zu schaffen.

Zunächst wird der Waldboden in regelmäßigen Ab-
ständen angewundet, d. h. es werden Platten gehackt zur
späteren Aufnahme der überaus winzigen Baumkindlein.
Ist diese vorbereitende Arbeit vollendet, so begibt sich die
Kolonne zu einem sogenannten Saatlampe, wo die Pflanz-
lein ihre allerfrüheste Jugend verleihen, wo sie einem flachen
Samentorn, dessen Wiege der Tannenzapfen war, ent-
sprossen. Mit großer Vorsicht werden die Sprößlinge aus
der Erde gelöst, in Körbe gelegt und an den Ort verbracht,
wo sie ihr weiteres Leben verbringen sollen. Geübte Finger
betten sie hier auf neue in den Schoß der Erde und nach
Wochen stehen sie da, in Reih und Glied wie Soldaten, zu
Tausenden, zu Tausenden, zu Zehntausenden, bereit, die
Breite auszufüllen, die Art und Säge in die Reihen der
Vorfahren geschlagen. Mutig krallen sich die zarten Wurzeln
in den lockeren Boden, um einen Halt und zugleich
Nahrung für ihr oberirdisches Teil zu suchen. Und bald hebt
das kleine Pflänzchen sein grünes Köpfchen, das es vorher
aus Trauer über den Ortswechsel gekent hat und schaut

das neue Leben, muß nach vorne schauen, die Kultur
ist vollendet, aus dem Waldriedhof eine Stätte des Lebens
geworden.

Monate und Jahre vergehen. Der Winter hüllt die
Tannenkindlein in seinen weissen Mantel und schüst sie vor
allzu starker Kälte. Wenn dann später der Lenz wieder
durch den Forst bräust, und die Säfte zu fließen beginnen,
steht jedes Bäumchen ein Kränzlein auf, und aus dem Kränz-
lein wird bald ein Sternlein, aus dem Sternlein ein Kränz-
lein und aus dem Kränzlein werden Fingerlein, die sich
sehnüchlich dem Geschwisterchen links und rechts, vorn und
hinten entgegenstrecken und nach Berührung streben. Aber
noch klaffen Lücken zwischen der in die Höhe und Breite
greifenden Walddüngung, zu kurz sind noch Fingerchen, Arm-
chen, Sälschen, um den Zwischenraum — vom Waldgärtner
gewollt — zu überbrücken, noch hüllt sie der Luft- und
Sonnenmantel von allen Seiten ein. Doch weiter und
immer schneller geht das Wachstum, in die Höhe und Breite,
der Jahrestronen werden immer mehr, Finger, Hände und
Arme längen sich, und während eines Sommers berühren und
küssen sich die Bäumchen zum erstenmal, die Kultur wird zur
Schonung, die sich immer mehr schließt, so daß es der Sonne
nur noch an einzelnen Stellen möglich ist, ihre goldenen
Lichtfeste auf den Boden zu schicken.

Nun bildet die Tannenjugend dem Wilde eine sichere
Heimstadt, wird zum Hüter allerlei Geheimnisse: Jugend
gesellt sich zur Jugend, d. h. in dem grünen Dämmer schlugen
Hasen, Reh- und selbst Kottiermütter ihre Wochenstuben
auf und auch einzelne Troglobditen bauen hier ihre unter-
irdischen Schlösser. Und nicht zu vergessen die vielen Vögel,
wie Finken, Drosseln, Eichelhäher u. a. m., die zwischen
dichten Zweigen nisten und ihre Brutten großziehen. So ist
aus der Stätte des Todes in einem Zeitraum von zehn bis
fünfzehn Jahren — je nach der Qualität des Bodens, auf
dem die Tannenschonung steht — ein Ort und Hüter des
Lebens geworden, mit dem ein süß-bitteres Schicksal aber
bereits schon wieder liebäugelt.

Der Dezember ist herangekommen. Die Tage sind kürzer,
rauer, sonnenloser geworden, der „Nordische Riese“ ver-
läßt seinen Eispalast und eilt in Siebenmeilenstiefeln süb-
wärts. Unter seinem erbarmungslosen, schweren, stürzenden
Schritt erstarren die Wasser, und auch das Krumentkleid der
Erde wird stahlhart. Dann rieseln in augenverwirrendem
Gewimmel aus bleifahlen Wolken die Maschen des weissen
Leichtentuches hernieder und decken die schaffensmüden Felser
und Wälder baunenweich zu. Brächtig hebt sich unsere
Tannenjugend von dem sie umschließenden Hochwald ab.
Der Winter hat seinen Königsmantel um ihre Schultern ge-
schlungen, daß sie von der Wucht der weissen Unschuld die
vorher nach oben gereckten Arme müde nach unten neigt und
vor sich hinräumt. Weit und breit ist kein Laut zu hören,
nur manchmal stöhnt ein starker Baum unter der würgenden
Faust des Frostes gellend auf. Doch in der verhangenen
Tannenschonung erklingt der Ton sofort wieder.

Da nähert sich fast unhörbar ein mit zwei Pferden be-
spannter Wagen, auf dem ein Forstmann und einige Arbeiter
sitzen, die Beile und Sägen in den Händen halten, der
Tannenjugend.

„Hier finden wir, was wir brauchen, in Hülle und
Fülle“, sagt der Förster traurig. „Ich habe diese herrliche
Schonung gepflanzt und muß leider nun auch den allzufrühen
Tod in ihre Reihen tragen. Aber Befehl ist Befehl, und die
Kinder in den Städten wollen doch auch ihre Weihnachts-
freude haben, die ohne einen geschmückten Baum nur halb
wäre. Also los! Sucht immer die schönsten aus.“

Nun beginnen Beil und Säge ihre unblutige Arbeit.
Die Bäumchen erschauern bei der Berührung durch starke
Männerräusche, werfen vor Schreck ihre Märchenmäntel ab
und kreischen laut auf, wenn sich der gezahnte Tod in ihre
schlanken Leiber gräbt. „So jung noch und schon sterben“,
flüstern sie leise und neigen sich langsam ihrem vermeint-
lichen Ende. Bald ist der Wagen voll. Eng zusammen-
gepreßt, Körper an Körper, liegen die Tannenbäumchen auf
dem Fuhrwerk, das sie nach der nächsten Bahnstation bringt,
wo sie umgeladen werden auf eine große Vore, die später
mit ihnen nach irgend einer Stadt rollt. Hier werden sie
auf große und kleine Klöße gebracht, mit künstlichen Büsen
angetan und reihenweise aufgerichtet. Mit leuchtenden
Augen grüßt die Menschenjugend die Tannenjugend als
erste und schönste Boten des nahen Weihnachtsfestes. „Mutti,
nimm doch den!“ ruft ein kleines Mädchen und deutet auf
ein besonders ebenmäßig gewachsenes Bäumchen. „Nein,
Mutti, den mußt du lassen!“ widerspricht der Bruder, „der
ist noch schöner, oder diesen hier, das ist aber der aller-
schönste!“ So steht ein Wählen und Quälen um die schönste
Tanne ein, und alle finden ihre Liebhaber und werden von
glücklichen Menschen heimgetragen, die eine in den einfachen
Bohnraum der Armut, die andere ins Brunkgemach des
Reichtums, wo aber gleiche kindliche Freude sie tauchend

unters. Dann beginnt das Wachen und Schreien des im
heißigen Geist prangenden „Baldfindes“, das nach Bald-
finden, einsamelt und andacht fürnlich dultet und das
Raunen und Rauschen seiner Heimat geradezu ahnen läßt.
Bald haben fleißige Hände ihm ein glühendes Festgewand
angehan, das es zum schönsten Baum macht, den wir auf
Erden kennen. Und da er gerade vor einen hohen Spiegel
zu stehen kommt, so kann er sich beschauen, und er würde,
wenn er seine vielen Hände bewegen könnte, sie vor Stolz
und Freude zusammenschlagen und flüstern: „Wie schön, wie
schön bin ich. Welch herrliches Los ist mir doch beschieden.“

Wie wird er aber erst staunen, wenn seine vielen Kerzen,
mit denen er bestückt ist, am heiligen Abend, in der heiligen
Stunde, in dem großen, heiligen Augenblick aufflammen und
ihn in einen Strahlenmantel aus Gold und Purpur hüllen,
und das Lied ertönt: „Stille Nacht! Heilige Nacht...“
Die Höhe seines Daseins ist erreicht.

Und dann? Nun, an sein trauriges Ende wollen wir
nicht erinnern. Warum Vermut in den Becher der Freude
träufeln? Er ist ein Wunderwerk, groß und klein zur
Freude, geworden aus einem winzigen Samenkorn, dem die
Tannentugend entsproß, um als Christbaum zu endigen.

Deutscher Weihnachtsabend in Chile.

Von Emmy Teschau.

Nun rüstet man sich daheim in Deutschland, das Weh-
nachtsfest zu feiern! Kurz und dunkel waren die Tage.
Aber über das Land Chile lachte die Sommer Sonne. Der
Himmel war strahlend blau. Vom Stillen Ozean wehte ein
leiser Wind.

Unweit der Hafenstadt Valdivia, zwischen dem Felsen
von Corral lag auf einer Anhöhe ein hübsches, weißes Land-
haus. Man sah aufs Tal hinab, aufs Meer herunter und in
die Felsenwildnis hinüber. Das Haus gehörte dem Schwaben
Dittus, der sich drunten, etwas landeinwärts, eine Zuder-
fabrik erbaut hatte.

Auf der Plattform vor dem Hause unter dem weit-
schattenden Aromabaum saß Frau Dittus und strickte. Im
selbstgenähten grauen Leinentleid, das blanke Haar glatt ge-
scheitelt. Den Stricktrumpf in den Händen, hätte sie auch in
Karlsburg, in Schwaben vor der Tür sitzen können. Sie
war eine Schwäbin geblieben. Wehmütig sagte sie zu dem
Schwager, der neben ihr saß: „Morgen ist nun Weihnachten,
aber was für ein Weihnachten? Blumen blühen, Apfelsinen
und Orangen sind reif und die Sonne scheint, daß man's vor
Hitz nicht aushalten kann!“ Sie drückte das Taschentuch
gegen die Augen. „Ach, das Christfest daheim in Schnee und
Eis! Und nicht einmal einen Tannenbaum gibt es hier!“
Der Schwager lachte. Für so ein rechtes deutsches Weihnachts-
fest fehlt es hier nun wohl an manchem: Von Schweinskopf
mit Sauerkraut, Gänsebraten oder gar Karpfen gar nicht
zu reden. „Aber weißt du“, er schnupperte in den Sonnen-
schein und den Blumenduft hinaus, „es ist mir so pfingstlich
zumute. Wir sitzen hier nun doch mal am entgegengekehrten
Ende von Deutschland. Machen wir also zur Feier des Weh-
nachtsabends eine Pfingsttour!“

„Eine Pfingsttour!“ jubelten die Kinder. Frau Jo-
hanna hielt sich die Ohren zu. Der Onkel aber lachte. „Also
los! Man muß die Feste eben so feiern, wie es geht!“

Das war eine lustige Gesellschaft, die sich am Weihnachts-
morgen vor der Villa des Herrn Dittus versammelte. Steil
ging es bergan. Zwischen Eucalyptusbäumen, Magnen und
hohen Araukarien dahin. Zuweilen sperrte dichtes Myrthen-
gestrüpp den Weg, der oft so schmal war und sich in so jähen
Wendungen erging, daß sich Frau Johanna entsetzt an den
Sitz des Wagens anklammerte. Doch endlich senkte sich der
Weg und von hohen Bergen umschlossen lag ein kleines Tal
da. Frau Dittus und Hilde, die junge deutsche Lehrerin,
wurden von der übrigen Gesellschaft, die auf ihren klinken
Pferden angelangt war, begrüßt. Martin, der älteste Sohn,
der trotz seiner dreißigjährigen Jahre von der Mutter noch
als Kind behandelt wurde, bemächtigte sich der Hilde. Maria,
die vierzehnjährige und drei ältere Brüder machten sich über
das Feuer und die Eporräte her, und Frau Dittus breitete
ein weißes Tuch aus und begann das Geschirr aufzustellen.
Das Mittagessen dehnte sich lange aus. Die Herren hatten
sich eine Kiste Bier mitgebracht und einen Korb voll schlanter
Weinflaschen, von daheim, vom Moselstrand! Dann unter-
nahm man eine Kletterpartie in die Berge.

Beim Kaffeekochen wurde dann ein mächtiges Feuer an-
gemacht, um das man herumtanzte und jede Art von Natio-
nalliederbüßen genoss. Maispasteten, gefüllt mit gebaktem

Wiesch, hart gekochte Eier, Oliven und Kirschen, „van Gilsen“,
gefüllte „Konnenssecker“ in Teta gerollt und in Fett ge-
badene Bananen, Kürbis- und Ananasseiben. Dazu in ge-
branntem Zucker geröstete, steinharte Mandeln, Kastanien,
Walnüsse. Onkel Leo rührte an den kleinen Gong, und als
alles ihn erwartungsvoll ansah, zog er ein kleines Buch aus
der Tasche und begann, wie selbstverständlich die Geschichte
von der Geburt des Herrn vorzulesen. — „Es geschah zu der
Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war.“ — Und wie
selbstverständlich lauteten alle, und die alte, längstbekannte
Geschichte erschien ihnen neu und wunderbar. Frau Dittus
aber, die ewig Heimwehkranke, begriff zum ersten Male, daß
Weihnachten, das Fest der Geburt des Erlösers der ganzen
Menschheit auf jedem Fleckchen der Erde gefeiert werden
kann.

Da war plötzlich die Sonne versunken und im selben
Augenblick wurde es Nacht. Der Himmel, eben noch so leuch-
tend in seiner Pracht, dehnte sich tief schwarz und die Sterne
erglänzten. Da brach man auf. Die beiden Damen und die
beiden jüngsten Ruben wurden in den Wagen verstaubt. Die
älteren Herren rollten mit ihrem Traber davon, und Maria,
in Begleitung ihrer drei Brüder, setzte ihr Pferdchen in Be-
wegung. Auf einer kleinen Anhöhe, von der man weit aufs
Meer hinaus sah, machten sie halt, eine einzelne Araukaria
stand hier und streckte ihre runden mit Schuppenartigen
Blättern bedeckten Zweige und das Kreuz ihres Wipfels in
die dunkle Nacht. „Das ist er, unser Weihnachtsbaum!“ sagte
Maria. „Kommt! Da wir ja Deutsche sind, wollen wir uns
heut mal hier in Chile einen richtigen deutschen Tannenbaum
anzünden. Aber mein geliebter Ozean muß dazu rauschen
und das Kreuz des Südens darauf herabtauchen.“ Sie holte
aus ihrer Satteltasche einige Pakete voller Wachskerzen, und
dann begannen sie alle vier, eifrig und geschäftig, auf dem
Baum oder an den Felsen herumkletternd, die Kerzen an den
Zweigen zu befestigen und dann anzuzünden. Es war ein
wunderschöner Anblick, der sich darbot. Kein Lufthauch rührte
sich, hoch und stolz stand der Baum und feierlich flammten die
Kerzen!

Drunten in der weiten Bucht zog ein Schiff, ein großer
Dampfer seine Bahn. Er hatte den weiten Weg von Ham-
burg hier heraus gemacht. Haus hoch hatten die wilden
Wellen geschäumt und mit dem Schiff Fangball gespielt,
daß alles an Bord wankte und schwankte. Aber dann, weiter
nach Norden, hatte sich das Wehen gemildert, man sah die
grünen Wälder Valdivias herüberströmen. Die Bucht tat
sich auf, wo die Wasser sanfter rauschten und man dachte,
morgen bei Tageschein, in den Hafen von Corral einzu-
laufen.

An Bord atmete man auf. Man at und zum Schluß gab
es einen brennenden Plumpudding, Nüsse, Apfel und Marzi-
van, wozu der Kapitän Punsch spendierte. Die fünf Mann
von der Matrosenkavalle machten Musik und man sang Weh-
nachtslieder dazu. Man hatte es versucht, die rechte Stim-
mung war nicht aufgekommen. Lese erhob sich ein junges
Mädchen, stieg die Treppe nach oben hinauf und trat an die
Reeling. Wie dunkel es war! Nur die Sterne schimmerten
und die Lichter des Schiffes spiegeln sich in dem schwarzen
Wasser. Drüben raute dunkel und schattenhaft die Küste
dieses unbekannten Landes.

„Dunkel? Die Augen der Auswanderin wurden groß.
Seute war Christnacht. Weit lag die Heimat, mit allem, was
sie Schönes und Grobes geschenkt hatte. Da drüben, von
einer Felsenhöhe dieses fremden Landes leuchtete ein Weh-
nachtsbaum, ein brennender Lichterbaum!“

Sie faltete die Hände, Tränen perlten in ihren Augen,
sie stand und schaute, bis sie sich besann und ihr heller Ruf
die trübsinnige Gesellschaft drunten aufscheuchte und herauf-
brachte.

Lärmend und fragend posterten sie daher und wurden
stumm und standen still und staunend. Auch hier wurden die
Augen groß, Tränen schimmerten in manchem Blick und heim-
lich falteten sich die Hände.

„Was ist das? Was bedeutet das? Was kann das sein?“
forschte man. Auch im Schiff hatte sich die Kunde verbreitet.
Die Matrosen, die Stewards, was unbeschäftigt war vom
Maschinenpersonal, strömte herbei. Ein Wunder, ein Mär-
chen! Ein richtiger, deutscher Weihnachtsbaum!

„Musik!“ rief irgend einer. „Das Deutschlandlied!“
Und sie kamen herbei, die fünf Mann, mit ihren Flöten
und Trompeten. Die Sterne spiegeln sich in ihren Augen,
und auch sie starrten hinüber, setzten ihre Instrumente an die
Lippen und bliesen, während sich alle Herzen mit Andacht
falteten:

„Stille Nacht! Heilige Nacht!“ — — —